

Cornelia Pichler
Solange es Sara gibt
Roman





www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2016

1. Auflage September 2016

literatur nr. 71

Covergestaltung, Layout und Satz: textzentrum graz

Lektorat: Bernadette Keiper-Fimbinger

Coverfoto: Gettyimages 79307061, © Image Source

Autorenfoto: Marion Luttenberger

ISBN 978-3-903144-00-2



→ Kultur, Europa,
Außenbeziehungen



CORNELIA PICHLER

SOLANGE ES SARA GIBT

Roman

Für vier wundervolle Frauen.
Und ganz besonders für Delia.

TEIL 1
BRIEFE
(April 2014)

Eric, 23. April 2014

du wirst dich fragen, warum ich dir nach all den Jahren des Schweigens schreibe. Ich kann es dir nicht erklären – noch nicht –, aber ich habe einen Plan. Hatte ich nicht immer einen Plan?

Ich hoffe, dass es dein Haus auf der Insel noch gibt, denn es ist die einzige Adresse, die ich von dir habe. Irgendwann sagtest du, dass jenes Haus auf ewig dein Zufluchtsort sein würde, dass du es nie aufgeben könntest und immer dort zu finden sein würdest. Ich hoffe, dass dies noch immer so ist und du meine Nachricht tatsächlich erhältst.

Ich habe keine Ahnung, wie du heute lebst und ob du noch immer derjenige bist, den ich verlassen habe, aber das ist nebensächlich. Weißt du eigentlich, wie schwer mir mein Aufbruch, meine Flucht, gefallen ist? Du wirst erwidern, dass ich es war, die die Entscheidung getroffen hat. Dir blieb nichts anderes übrig, als es zu akzeptieren. Erinnerst du dich an den bitteren Beigeschmack, als ich dich zum Abschied küsste? Du warst eiskalt, schriest nicht und warfst nichts nach mir. Wie sehr hätte ich mir gewünscht, dass du explodiertest und mich zurückhieltest, dass du das Schicksal mit gezogenem Schwert bekämpfstest. Aber so warst du nicht, und das musste ich hinnehmen. Ich sehe dein Gesicht vor mir, deine stechend grünen Augen und deinen schönen Mund. Aber ich sehe auch die Stirnfalte zwischen deinen Augenbrauen, die einen das Fürchten lehren konnte. Du warst für mich ein lebender Gegensatz: Gott und Teufel zugleich und ich weiß bis heute nicht, wen von den beiden ich mehr liebte. Ich habe leider nicht die Gabe die Vergangenheit zu ändern, aber ich glaube endlich an die

Zukunft. Du musst wissen, dass auch ich nicht mehr dieselbe bin.

Wäre es verwegen, das Schicksal – und dich – noch einmal herauszufordern? Ich sehne mich nicht nur nach deiner Insel, nein, ich sehne mich nach viel mehr. Was denkst du?

In Liebe, Sara

Ich lege den Stift nieder und fühle mich unwahrscheinlich erschöpft. Das erste Mal seit Monaten erfasst mich eine undefinierbare Trauer und eine Unsicherheit, von der ich gehofft hatte, dass sie mich nie wieder heimsuchen würde. Ich lehne mich zurück und schließe die Augen, genauso wie ein kleines Kind, das davon ausgeht, nicht gesehen zu werden, wenn es selbst nichts sieht. Ich möchte auch nicht gefunden werden, nicht jetzt und nicht in naher Zukunft. Vor allem nicht von meiner Mutter, denn sie würde es nicht verstehen und versuchen, es mir auszureden. Sie würde mich wieder zu der machen, die ich einmal war. Ich verbanne die Gedanken an diese Dinge und weigere mich, mir einzugestehen, dass ich selbst es war, die es zugelassen hat. Ich habe mich wie eine Marionette lenken lassen und mein Leben nach meiner Schwäche ausgerichtet. Aber ich habe es satt, als lebloses Wesen an irgendwelchen Schnüren zu hängen und werde mir ein wenig Glück zurückholen, sofern man die Liebe als Glück bezeichnen kann.

Wie in Trance gehe ich zum Radio, das links im Bücherregal steht, und schalte es ein. Die Musik wird bis zum Anschlag aufgedreht und ich bewege mich im Rhythmus der Melodie. Ich will tanzen, die Gegenwart vergessen und in jene Vergangenheit zurückkehren, die mich in letzter Zeit so sehr beschäftigt, dass sie mein ganzes Wesen ver-

einnahmt. Es sind zwölf Jahre vergangen, aber ich sehe ihn ganz deutlich vor mir. Mein erstes Aufeinandertreffen mit Eric war weder von Emotionen noch von Worten geprägt und eigentlich ein Zusammentreffen widriger Umstände.

Juni 2002 – St. Barth

»Gehen Sie zum Hafengebäude und fragen Sie nach Jacques. Er wird Ihnen sagen können, wie Sie am besten zum Hotel kommen.«

Ich blicke den bärtigen alten Mann, der mich mit seinem Kahn auf die kleine Insel gebracht hat, lange an. Irgendwie erinnert er mich an die Rübezahl-Figur aus dem Märchen und seine Stimme, die ich nun das erste Mal vernommen habe, klingt wie ein Zahnrad, das schon ewig nicht mehr geölt worden ist. Eigentlich ist es ja anzunehmen, dass er sie regelmäßig ölt – jedenfalls, wenn man von seinem Atem ausgeht. Darf man betrunken ein Schiff beziehungsweise einen heruntergekommenen Fischerkahn lenken? Gibt es keinerlei Vorschriften, die so etwas verbieten? Er selbst scheint sich keine Gedanken darüber zu machen und lässt mich auch gleich links liegen, indem er anfängt, die Taue fachgerecht zu befestigen. Ich stehe auf einem verlassenem Steg, neben mir zwei Koffer und ein riesiger Rucksack, und versuche, das Hafengebäude auszumachen. Ich möchte mit all dem Gepäck keine unnötigen Wege zurücklegen, und als ich schließlich hinter einem riesigen Segelschiff ein Schild mit der Aufschrift »Capitainerie« an einer Hausmauer entdecke, verfrachte ich meinen Rucksack auf meinen Rücken, nehme meine zwei Koffer in die Hand und schlepe mich samt meiner Ausrüstung in Richtung Hafengebäude. Den alten Seemann lässt das völlig kalt, anscheinend ist die Galanterie,

welche man den Franzosen nachsagt, genauso ein Mythos wie das Gerücht, dass sie die besten Liebhaber Europas sind. Jedenfalls muss ich ohne jegliche Hilfe das Büro und die damit verbundenen zwanzig Stufen erklimmen, sodass ich völlig schweißgebadet vor dem Hafengebäude stehe, welcher mich etwas reserviert von oben bis unten mustert.

»Sehr heiß hier«, stammle ich kleinlaut vor mich hin, da ich annehme, dass es die Schweißflecke unter meinen Armen sind, die er missbilligend betrachtet.

»Wenn du die Hitze nicht verträgst, solltest du die Karibik meiden«, antwortet er unfreundlich. Willkommen auf St. Barth, denke ich und frage mich, ob ich nicht doch lieber das Angebot in der Türkei annehmen hätte sollen. Außerdem, wann habe ich dem Herrn das Du-Wort angeboten?

»Kann ich dir irgendwie behilflich sein?« Endlich ein etwas netterer Tonfall, und ich bedanke mich mit einem Lächeln. Ich erkläre dem Capitaine du Port, so steht es jedenfalls auf dem Schild auf seinem Schreibtisch, dass ich zum Hotel Orchidee müsse, wo ich meine Stelle als Yoga-Lehrerin antreten solle. Anscheinend habe man vergessen, jemanden vom Hotel zu schicken, um mich abzuholen.

»Wie lange bleibst du auf der Insel?«, will er daraufhin gleich wissen. Ich antworte, dass ich für drei Monate hier sein werde. Er erhebt sich schwerfällig von seinem Stuhl und durchquert den kleinen Raum. Als er direkt vor mir steht, streckt er mir seine Hand entgegen und begrüßt mich nun anscheinend offiziell. »Ich bin Jacques. Ich begrüße dich auf St. Barth. Weshalb bist du mit dem Boot und nicht mit dem Flugzeug gekommen – so wie die anderen Ausländer?« Ich stelle mich als Sara Wagner vor und erkläre ihm, dass ich Flugangst habe und dass laut meinem Reisebüro die Landebahn von St. Barth zu den schwierigsten der Welt gehöre,

da sie nur einen halben Kilometer lang sei und es aufgrund der Winde immer wieder zu heftigen Turbulenzen komme. Ich hatte es also vorgezogen, mit dem Boot anzureisen und lieber fünfmal umzusteigen, als mich in einem wackeligen Flugzeug hin- und herschleudern zu lassen. Jacques setzt ein wissendes Lächeln auf und nimmt einen Telefonanruf entgegen. Er spricht sehr schnell und in einem seltsamen Dialekt, den ich der Insel zuschreibe, trotzdem kann ich ihm dank meines Französischstudiums einigermaßen folgen. Dann legt er auf und bittet mich, ihm zu folgen. Netterweise übernimmt er das Schleppen der Koffer, sodass ich nur meinen Rucksack tragen muss. Wir steigen die Stufen hinab und bewegen uns im Hafen auf ein Boot zu. Jacques ruft laut etwas, und kurz darauf erscheint ein Männerkopf an Deck. Sie unterhalten sich und Jacques stellt mich vor. »Eric, das ist Sara. Sie wird einige Zeit auf der Insel verbringen und muss zum Hotel Orchidee gebracht werden. Du fährst doch dort ohnehin vorbei, könntest du sie mitnehmen?«

So sitze ich also einige Minuten später in Erics Wagen und wir verlassen den Hafen in Richtung Norden. Er hat mir kommentarlos bedeutet, einzusteigen und mein Gepäck im Kofferraum verstaut, und obwohl ich mich gleich überschwänglich bedankt habe, nimmt er keine große Notiz von mir. Ich frage mich, ob es eine gute Idee war, mich auf einen wildfremden Chauffeur einzulassen, der ziemlich wortkarg zu sein scheint. Die Antworten auf meine Fragen fallen ziemlich einsilbig aus und er zeigt keinerlei Intention, selbst welche zu stellen, sodass ich schließlich auch verstumme und aus dem Fenster starre. Das Gute daran ist, dass ich die fremde Landschaft vollständig aufsaugen kann – jede Blüte, jeden Baum und jedes Gras, das wir passieren, bestaune ich und kann es gar nicht fassen, dass ich

nun endlich hier bin. Ich wollte schon immer die Karibik sehen und ihr Lebensgefühl inhalieren, das so gar nichts mit Verantwortung, Sicherheitsdenken und Vernunft zu tun hat – Begriffe, die bisher wie eine Gewitterwolke über meinem Leben geschwebt sind. Ich fühle, wie pure Energie durch meine Adern fließt und mein unsympathischer Fahrer kann dem aufkeimenden Glücksgefühl nichts anhaben. Mit geschlossenen Augen atme ich tief ein und versuche gerade den Duft der tropischen Vegetation zu erfassen, als der Wagen ruckartig stehen bleibt. Ich bin kurz davor, nach vorne geschleudert zu werden, weil ich als Tribut ans Abenteuerleben keinen Sicherheitsgurt angelegt habe, doch plötzlich spüre ich eine feste Hand auf meiner Brust, die mich nach hinten drückt und die Wucht der Fliehkraft ohne Mühe abfedert. Das ist unser erster Körperkontakt, mehr zweckdienlich als romantisch. Seinem Mund entkommt ein »Zut!« (= frz. Mist), ich bleibe stumm. Ich spüre die geballte Kraft seines Armes, der noch immer auf meiner Brust liegt, während ich auf das kleine Mädchen, das ihrem Ball nachgelaufen und hinter einem Baum hervorgeprescht ist, starre. Eric nimmt die Hand langsam wieder weg und ich verdaue den kurzen Schreck. Es ist nichts passiert und wir fahren langsam weiter. Als ich schließlich die Hotelanlage erblicke, breitet sich eine gewisse Erleichterung in meinem Inneren aus. Ich weiß nicht, ob es Eric auch so geht. Noch einmal bedanke ich mich und er erwidert, dass es nicht der Rede wert sei. Ich lag auf seinem Weg. Genauso begann es – mit einem Zufall, der am Weg lag.

Als das Telefon laut klingelt und ich erschrocken meine Augen wieder öffne, sehe ich am Display die Nummer

»Wie geheimnisvoll. Seit wann lässt du dich auf Unsicherheiten ein?«

»Mutter, bitte lass das. Ich möchte jetzt wirklich nicht streiten.«

»Wenn das so ist, dann lege ich jetzt auf. Wir hören uns morgen – wenn du besser gelaunt bist.«

»Genau. Mach dir aber keine zu großen Hoffnungen. Ciao, Mama.«

»Bis morgen.«

Ich lege mich aufs Sofa und atme schwer. Ich fühle mich erschöpft und ausgelaugt und trotzdem spüre ich auch so etwas wie Vorfreude aufkeimen, denn ich weiß, dass ich mich an einem Wendepunkt befinde. Mein Leben könnte plötzlich eine neue Richtung nehmen und ich bin die Einzige, die es in der Hand hat. Beinahe. Ich und fünf weitere Personen. Aber dazu muss ich den ersten Schritt machen und darf keine Zeit mehr verlieren. Ich gehe zu meinem Schreibtisch, nehme den Brief und stecke ihn in ein beschriftetes Kuvert, welches ich verschließe.

Zielstrebig verlasse ich meine Wohnung und schlendere zum Postgebäude, das nur zwei Straßen von meiner Straße entfernt ist. Es ist ein milder Frühlingstag, und die ersten Blumen am Straßenrand leuchten in unterschiedlichen Farben. Einige Kinder spielen am Felix-Dahn-Platz Abfangen und eines rennt mich fast um, als ich um die Ecke biege. Es ist ein ganz normaler Tag und doch nicht für mich, denn als ich den Brief einem Postbeamten übergebe und dieser mich lethargisch fragt, ob ich ihn »Priority« aufgeben möchte, wird mir bewusst, dass sich damit alles ändern wird. Der Brief, den ich heute Morgen geschrieben habe, löst etwas ab, was bisher mein Leben geprägt und bestimmt hat, vierundzwanzig Stunden am Tag und sieben Tage die

Woche. Eine nicht gekannte Leichtigkeit erfüllt mich, und gleichzeitig eine Ungeduld und Sehnsucht, die sich vertraut anfühlen. Als ich vom Postangestellten wissen will, wie lange der Brief im Priority-Modus unterwegs sein würde, verspüre ich am ganzen Körper ein angenehmes Kribbeln. Der Mann sieht mich verdutzt an, wirft einen langsamen Blick auf die Adresse und meint: »Wo zum Teufel ist das denn?« Ich flüstere: »In der Karibik«, woraufhin er etwas von ein bis zwei Wochen murmelt. Im Grunde hat er keine Ahnung und ist nicht gewillt, den minimalen Arbeitsaufwand, den er für diesen unterbezahlten Job abzuliefern bereit ist, zu erhöhen. Trotzdem verlasse ich den stickigen Raum euphorisch. Ich habe es getan und nun liegt es an Eric, ob es ein Wiedersehen geben wird oder nicht. Was immer auch passieren wird, ich bin bereit dafür.

meiner Mutter. Ich möchte eigentlich nicht abheben, doch ich weiß, dass sie in diesem Fall alle fünf Minuten wieder anrufen und unzählige Nachrichten auf meiner Mailbox hinterlassen wird. Ich entscheide mich für die vernünftigeren und auf lange Frist weniger nervenraubende Variante.

»Hallo Mama. Was kann ich für dich tun?«

»Du könntest schneller abheben, dann müsste ich nicht immer ewig warten – das kostet nämlich.«

»Ich habe mein Handy nicht gleich gefunden, tut mir leid.«

»Schon vergessen. Wie geht es dir denn heute?«, will sie wissen.

»Alles bestens, es geht mir gut.«

»Was machst du gerade?«

»Nichts Besonderes. Ich erledige kleinere Dinge, die schon länger anstehen.«

»Ach ja, was denn genau?«

»Nichts, was dich interessieren würde.«

»Du weißt doch, dass mich alles interessiert, was dein Leben betrifft.«

»Ja, Mama, leider. Ich bin zweiunddreißig, denkst du nicht auch, dass ich ein bisschen Privatsphäre verdiene?«

»Wovon sprichst du bitte? Ich Sorge mich doch nur um dich, schließlich wohnst du nun auch alleine in einer Wohnung und wir sehen uns so gut wie nie. Ich möchte wissen, was bei dir los ist.«

»Mama, bitte, ich komme zweimal die Woche zu dir zum Essen – das würde ich nicht als ›wir sehen uns nie‹ bezeichnen. Du bist ständig auf dem Laufenden, was mich und mein Leben betrifft.«

»Sara, du brauchst mich, auch wenn du es abstreitest. Ohne mich kämst du doch gar nicht zurecht.«

»Mama, ich werde im Sommer wieder längere Zeit nicht hier sein.«

»Ein neuer Job? Wieder eine verrückte Reise ins Nirgendwo, wo du jederzeit draufgehen könntest? Langsam könntest du erwachsen werden und diesen Irrsinn aufgeben.«

»Ich bin erwachsen, falls du das nicht bemerkt hast, und es ist kein Irrsinn, sondern ein Teil meines Lebens. Ich reise nun mal gerne und du weißt, wie wichtig mir das ist.«

»Das kann ich auch nachvollziehen und deinem Körper tut eine Luftveränderung gut. Ich will das gar nicht abstreiten. Ich meine nur, dass es mir lieber wäre, wenn ich in deiner Nähe sein könnte. Falls etwas passiert.«

»Du kannst ja mitkommen.«

Ich sage diesen Satz nur, weil ich die Antwort darauf kenne.

»Ich kann schließlich Omama nicht alleine lassen. Die ist doch auch völlig hilflos.«

»Siehst du, ich bin es nicht, und deshalb bleibst du bei Omama, während ich die Welt bereise.«

»Wenn du es nur nicht einmal bereuen wirst. Du weißt, dass es trotzdem auch ein Risiko beinhaltet.«

»Ist nicht mein ganzes Leben ein großes Risiko und jeder Tag ein neues Wunder? Ich ziehe es vor, es dort zu erleben, wo man mich nicht mit Samthandschuhen anfasst.«

»Ich bin nur um deine Gesundheit besorgt und es ist nun einmal eine Tatsache, dass du phasenweise sehr labil bist und Hilfe benötigst. Wohin soll es überhaupt diesmal gehen?«

»Das weiß ich noch nicht. Es hängt von einigen Faktoren ab, die ich erst in den nächsten Wochen abschätzen werde können.«

Dave, 24. April 2014

ich weiß, es ist schon eine Weile her, dass ich mich ziemlich überraschend aus deinem Leben verabschiedet habe. Ich kann jetzt nicht näher darauf eingehen, was damals passiert ist, und ich hoffe, du hast damals auch rasch aufgehört, darüber nachzudenken.

Ich schreibe dir, um dir zu sagen, dass du wieder Teil meiner Gedanken bist. Das klingt vielleicht lächerlich, nach zehn Jahren ohne ein Wort von mir, aber es ist die Wahrheit. Obwohl wir nur eine kurze Zeit miteinander verbrachten, war ich vor Liebe zu dir wie betäubt. Wenn du für mich gesungen hast, war der Himmel zum Greifen nahe und zusammen sind wir geschwebt, geflogen und dann schließlich abgestürzt. Nicht, weil unsere Liebe nicht standhielt, sondern weil uns das Leben dazwischenkam.

Durch dich habe ich gelernt loszulassen, nicht alles so ernst zu nehmen und im Jetzt zu leben – du hast ja keine Ahnung, wie wichtig das für mich war. Du hieltst nie viel davon, zurückzublicken oder auf eine Zukunft zu hoffen, die vielleicht nie eintreffen würde. Nun bitte ich dich aber zurückzuschauen und dich zu erinnern – bitte erinnere dich an mich.

Ich darf nichts erwarten, trotzdem würde es mich glücklich machen, wenn ich dich wiedersehen könnte. Ohne Absicht und ohne Strategie – das aus meinem Mund, kannst du es glauben? Bitte sag ja.

In Liebe, Sara

In Windeseile packe ich alles ein, was ich für einen Nachmittag bei meiner Großmutter benötige. Zuvor stecke ich den Briefumschlag, der mit einer australischen Adresse und dem Namen Dave Rubins beschriftet ist, in meine Jackentasche. Ich muss ihn noch vor meinem Besuch bei Omama aufgeben. Wie wird Dave wohl reagieren, wenn er den Absender sieht?

Als ich mich abermals beim linken Postschalter einreihe, denn der rechte ist geschlossen, blicke ich nervös nach vorne. Natürlich sitzt dort wieder der Phlegmatiker von gestern und fertigt die vor mir Gereihten lustlos ab. Als ich ihm den Brief reiche und er mich gleich darauf anspricht, nehme ich ihm das Wort aus dem Mund und erkläre, dass er ihn Priority frankieren soll. Er blickt mich lange an, liest dann die Adresse und erklärt mir, dass es etwa zwei Wochen dauern wird, bis der Empfänger den Brief erhält. »Das ist okay«, erwidere ich.

»Sie wissen aber schon, dass es inzwischen so etwas wie das Internet gibt, um Nachrichten schnell und kostengünstig zu übermitteln?«, lautet sein sarkastischer Kommentar.

»Und Sie wissen schon, dass Sie dann keinen Job mehr hätten, wenn jeder nur noch mailen oder chatten würde?«, werfe ich ihm an den Kopf. Dann mache ich auf dem Absatz kehrt und verlasse mit erhobenem Kopf die Poststelle. Was für ein Idiot!

Omama empfängt mich ungeduldig und ich muss sofort allerlei Fragen beantworten. Während ich also meine Tasche auspacke – unter anderem hole ich eine dicke Packung Rommé-Karten hervor – erstatte ich Bericht über jede Einzelheit meines Tagesablaufes. Omama lässt sich auch nicht mit Floskeln oder Ungenauigkeiten abpeisen, im Gegenteil, je schwammiger meine Ausführungen

werden, desto genauer fragt sie nach. Als wir uns dann endlich an ihren Wohnzimmertisch setzen und unser allwöchentliches Kartenspiel beginnen, schmunzle ich, weil ich ahne, dass die Inquisition nun ihren Höhenpunkt erreichen würde.

»Warst du diese Woche einmal aus?«

»Nein.«

»Warum gehst du nie aus?«

»Ich gehe doch aus, erst letzte Woche habe ich mich mit Lilly im Kino getroffen. Der Film war echt spitze. Eine wahre Geschichte über ...«, – weiter komme ich nicht.

»Das meine ich nicht. Warum triffst du dich nie mit einem jungen Mann?«

»Vielleicht weil ich selbst nicht mehr so jung bin und nicht als Demi Moore enden möchte.«

»Sara! Du weißt, was ich sagen will. Einen jungen Mann in deinem Alter. Du bist immer alleine und das muss doch nicht sein.«

»Ich bin eben kein Beziehungsmensch, Omama. Ich bin anders als du.«

»Ich war auch nicht sofort ein Beziehungsmensch, ich habe mich zuerst umgeschaut und einige Männer geküsst, bevor ich deinem Großvater begegnete, aber du schaust dich ja nicht einmal um. Das ist doch nicht normal. Oder bist du vielleicht ...«

»Nein, Omama, zum tausendsten Mal, ich bin nicht lesbisch. Ich bin einfach nur gerne allein.«

»Aber das ist nicht gut für dich. Du weißt doch, dass es besser wäre, wenn du in deiner Situation jemanden an deiner Seite hättest.«

»Wäre es das? Wäre es eine Hilfe oder eine zusätzliche Belastung. Kannst du mir das sagen?«

»Du verkomplizierst immer alles. Ich will ja nur dein Bestes.«

»Ich weiß. Aber lass uns bitte nicht mehr davon sprechen. Ich habe es satt, jede Woche über mein nicht vorhandenes Liebesleben zu diskutieren.«

»Ich diskutiere nicht, meine Liebe. Ich zeige dir nur auf, dass etwas in deinem Leben nicht stimmt. Du bist jetzt über dreißig Jahre alt und hattest noch nie einen Mann an deiner Seite. Wo soll das denn hinführen?«

Innerlich muss ich darüber schmunzeln, wie wenig Omama tatsächlich über mich weiß. Hätte sie geahnt, dass ich sehr wohl schon Beziehungen geführt habe, wäre diese Unterhaltung überflüssig. Aber ich möchte sie nicht einweihen – noch nicht.

»Du musst es so sehen: Ich bin eine der wenigen Frauen in meinem Alter, die nicht getrennt oder geschieden sind. Ich komme damit eigentlich sehr gut zurecht.«

»Willst du dir nicht doch noch einmal den Sohn meiner Nachbarin Helga ansehen, er lebt zwar in Deutschland, kommt sie aber einmal im Monat besuchen.«

»Du meinst denjenigen, dessen Foto du mir bereits gezeigt hast, und bei dem ich nicht sagen konnte, was mich mehr abstieß, die Fliegerohren oder die Geheimratsecken? Bitte, Omama, belassen wir es einfach bei dem Istzustand. Ich bin bekennender Single.«

»Nur deshalb, weil du so wählerisch bist. Nach dem Krieg konnte man sich die Männer auch nicht aussuchen, da bekam man das, was noch übrig war und machte das Beste daraus.«

»Habe ich etwas verpasst? Wurden wir inzwischen angegriffen? Befindet sich unser Land im K-R-I-E-G, Omama, oder warum quälst du mich so?«

»Ich mein ja nur, Kind. Gott sei Dank müssen wir das nicht noch einmal erleben. Du hast ja keine Ahnung, wie das wirklich war.«

»Offensichtlich schlimm, aber trotzdem gab es Zeit, sich einen Mann zu angeln.«

Omama sieht mich entrüstet an und ich hüstle vor mich hin, worauf sie endlich das Thema wechselt.

»Soll ich dir ein Glas Wasser holen?«

»Ja, bitte. Irgendwie ist die Luft hier etwas stickig.«

Meine Großmutter erhebt sich für ihre Verhältnisse sehr schnell und öffnet ein Fenster, bevor sie in der Küche verschwindet. Obwohl ich ein geringfügig schlechtes Gewissen habe, muss ich zugeben, dass es manchmal von Vorteil ist, wenn man krank ist. Menschen stellen sich darauf ein und erheben die angeborene Schwäche zu einem Sakrileg. Man wird jederzeit entschuldigt, entlassen oder verstanden, keiner verlangt eine abgeschlossene Beweisführung oder eine Erklärung, denn die Umwelt geht generell davon aus, dass der Betroffene nicht darüber sprechen möchte. Das akzeptiert man höflichst. Ich gebe zu, dass ich in den letzten Jahren dieser Tatsache so überdrüssig geworden bin, dass ich sie eiskalt als Waffe einsetze, wenn ich es leid bin, über wiederkehrende Themen zu sprechen, die mein Innenleben betreffen. Ich spiele dann die Leidende so gut, dass ich inzwischen einen Oskar dafür abräumen könnte.

Omama erscheint mit einem Wasserglas. Ich nehme es ihr ab, leere es in einem Zug und lächle tapfer. Sie spricht das Thema Männer an diesem Nachmittag nicht mehr an, konzentriert sich auf unser Kartenspiel und ich kehre gedanklich an einen Ort zurück, der mir schon am ersten Tag den Atem raubte.

Melbourne, 05. Januar 2004

Als ich das Flugzeug verlasse, strömt mir heiße Luft entgegen und da mir mein Kreislauf die Umstellung von -7°C auf mindestens 30°C übel nimmt, kollabiere ich noch auf der Flugzeugtreppe. Ich merke, wie ich falle, zuerst ganz langsam und dann unvermeidlich, doch als ich mich auf den Aufprall gefasst mache, spüre ich, dass ich aufgefangen werde. Dann bekomme ich nichts mehr mit, erst als man mir irgendwo im Flughafengebäude ein kaltes Getränk einflößt, komme ich wieder zu mir. Ich öffne langsam die Augen und sehe einen übergewichtigen, schwitzenden Mann in weißer Uniform vor mir, der mir auf Englisch zu verstehen gibt, dass alles okay sei. Ich erhebe mich mit seiner Hilfe und frage ihn, wo ich mich befinde. Er erklärt mir, dass dies das Zimmer des Arztes sei, welcher allerdings zu einem anderen Notfall eilen musste, sich aber vergewissert hatte, dass er – Stephen, der Steward, der mich aufgefangen hatte – nicht von meiner Seite weichen würde, bis es mir wieder besser gehe. Vielen Menschen, die über den Ozean kämen, mache der Temperaturunterschied zu schaffen, besonders jenen, die so zart und blass seien wie ich. Ich lächle verkrampft – wie oft habe ich das schon gehört?

Nach einigen Kreislauftropfen und einer Flasche Cola, einer Vitamintablette und einer bunten Kapsel beteuere ich dem Steward, dass ich wieder okay sei und ich es ohne Probleme zum Gepäckschalter schaffen werde. Er besteht trotzdem darauf, mich persönlich hinzubringen. Er beteuert, dass es eine Abkürzung gebe, die uns im Handumdrehen zu den Fließbändern bringe, und so folge ich ihm zügig. Wir marschieren durch einige kleinere Gänge, durchqueren ein Wachzimmer, überall treffen wir auf Leute, die Stephen freundlich begrüßen. Als wir in eine große Halle kommen,

die allerdings menschenleer ist, erfahre ich, dass dieser Bereich des Flughafengebäudes gerade renoviert wird und deshalb gesperrt ist. Ich höre aufmerksam zu, nicke immer wieder und versuche, die drückende Hitze – anscheinend repariert man auch die Klimaanlage – zu verkraften. Hin und wieder wische ich mir mit meinem Jackenärmel über die Stirn. »Wir sind gleich da, es sind nur noch einige Meter«, lässt mich Stephen wissen, als eine kleinere Gruppe in der hinteren Ecke des Raumes meine Aufmerksamkeit erregt. Sie diskutieren über etwas – ich nehme an, es handelt sich um den riesigen Plan, der vor ihnen auf dem Wandboard hängt –, es wird etwas lauter und auch Stephen blickt nun zu ihnen. »Das ist das Architektenteam, das für den Umbau zuständig ist. Die Renovierung ist schon in Verzug und von der Flughafenleitung wird der Druck täglich erhöht.«

Ich höre Stephen zwar zu, aber alles worauf ich mich konzentrieren kann, ist der muskulöse Oberkörper, der sich unter dem Hemd eines Mannes abzeichnet, der mit Händen und Füßen zu reden scheint und dessen Gesicht ich leider nicht sehen kann. Er ist groß und seine dunklen Haare sind kurz geschnitten, sein muskulöser Rücken nimmt jede seiner Bewegungen auf, während seine Beine breit und kraftvoll auf dem Boden stehen. Sein Gegenüber, eine kleine zierliche Asiatin, fächert sich mit einer Broschüre Luft zu, es muss in dem Raum um die 40°C haben. Als Stephen mir eine Frage stellt, werde ich aus meinem Tagtraum gerissen und sehe ihn an. So bemerke ich allerdings, dass auch er den Mann wie ferngesteuert fixiert und wir müssen schließlich beide lachen. Er flüstert mir zu, dass es nicht allzu viele Männer gebe, die so gut aussehen, und als ich nach irgendeiner passenden Antwort suche, zwinkert er mir zu und meint: »Das muss dir nicht peinlich sein,

Schätzchen. Ich würde alles dafür geben, wenn er mich einmal auf einen Drink einladen würde.«

Ich muss gestehen, dass es jetzt nicht mehr der Kreislauf ist, der mich durcheinanderbringt, allerdings reiße ich mich am Riemen und gehe in Richtung Ausgang weiter. Diesmal keine Komplikationen, Sara, bitte nicht! Irgendwie habe ich ein Déjà-vu und es fühlt sich nicht gut an. Es kann doch nicht sein, dass mich der erstbeste Mann, dem aufgrund der Hitze das Hemd am Körper klebt, so unter Strom setzt. Ich sollte wirklich mehr ausgehen – zu Hause – mit den Söhnen von Mamas Freundinnen. Dann wäre ich vielleicht etwas abgehärtet.

»Wie lange bleibst du in Australien?«, will Stephen nun wissen. »Zwei Monate«, antworte ich.

»Zwei Monate voller Abgeklärtheit und innerer Gelassenheit«, füge ich hinzu.

»Bist du auf einem Selbstfindungstrip?«

»Nein, ich bin Yogalehrerin.«

Ich lasse Omama an diesem Nachmittag etliche Male gewinnen, denn ich weiß, dass sie sich darüber wie ein kleines Kind freut. Ich sage auch zu ihren Keksen und der Milch mit Honig, die mir angeblich guttun, nicht nein. Ich frage mich, wer das Kind ist – ich oder sie. Ihre kleinen Augen, die hinter den Lidfalten zu verschwinden scheinen, zeigen mir, dass sie müde ist. Nicht nur vom heutigen Tag, sondern von einem langen Leben, das nicht immer leicht für sie war. Sie kämpft gegen das Gähnen an und ich gebe irgendwann vor, selbst so müde zu sein, dass ich mich auf den Heimweg machen muss. Sie lächelt tapfer und zeigt sich so, wie ich sie kenne: die starke und helfende Hand, die

immer da sein wird, wenn ich sie brauche. Ihr würde es nie in den Sinn kommen, dass sie einmal auf mich angewiesen sein könnte, denn ihre bescheidenen Hoffnungen, was meine Lebenserwartung betrifft, basieren auf Forschungsergebnissen und Fallstudien, es gibt keine Langzeitprognosen. Und in meiner Welt gibt es auch keine Wunder.